Erinnerungen aus meiner Jugend

Autor(en): **Füchslin, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **56 (1946)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-901434

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Erinnerungen aus meiner Jugend

Von Heinrich Füchslin[1]).

Den 6. Merz 1806 gebohren, hatte ich das Unglük, durch die Ehescheidung meiner Eltern eine Stiefmutter zu erhalten, unter deren Regiment ich zwar nichts zu rühmen hatte, aber doch zur Arbeit u. Tätigkeit angehalten wurde, welches mir mein ganzes Leben wohl zu statten kam. Nachdem ich meine Schuljahre vollendet hatte, in denen letzten zwei Jahren ich es noch zum Stipendiaten in der latein Schule brachte, welches Stipendium mir alle Quartal 4 Gulden eintrug, konnte ich das letzte Quartal, welches nun nicht mehr für Schulzweke verwendet werden konnte, wozu es eigentlich bestimmt war, zu einem Spaarpfennig auf die Wanderschaft verwenden, welchen ich durch Einnahmen vermehrte, die ich durch Hilfeleistung bei Rauchenstein Zeugschmied, dem ich 4 Tage in der Woche von 4 bis 6 Uhr abends mußte schmieden helfen und dafür für jeden Abend 6 Kreuzer erhielt. Nach dem Tode meines Vaters, welcher 1821 erfolgte, kam ich zu Rauchenstein, Stadtrath, in die Lehre, wo ich 3¼ Jahre aushalten mußte. Ueber diese Zeit habe ich nichts zu bemerken, als daß der Meister nie etwas im Beruf arbeitete, und ich alles, was ich lernte, den Gesellen ablauschen mußte. Im Frühjahr 1825, Ostermontag, gieng ich auf die Wanderschaft, mit 8 Brabenderthaler in der Tasche, achte ließ ich bei meiner Mutter als einen Nothpfennig zurück, ich war der glüklichste Mensch, denn ich hatte ein ungeheures Verlangen, die Welt ein wenig zu sehen.

Hans Füchslin, Steinhauers, verreiste mit mir nach Bern, wo wir durch die Vermittlung Herrn Burgdorfers Arbeit erhielten. Hans Füchsli hielt es aber nicht länger als 8 Tage aus, verreiste nach Basel und ließ sich dort, nachdem er Felleisen und Kleider verkauft, in die französische Garde anwerben. Ich blieb ein volles Jahr beim gleichen Meister Bahnspach, und lernte dort, was ich eigentlich in der Lehre hätte lernen sollen. In Bern traf

[1]) Wir geben hier die Lebensgeschichte eines alten Brugger Schuhmachermeisters, wie er sie selbst aufgezeichnet hat. Orthographie nach dem Original, Interpunktion etwas modernisiert.

ich Jaque Rauchenstein, Bernhard Ehrensperger, Gottlieb Ziegler, Jb. Ehrensperger und Oberrichter Fröhlich, der damals in Bern studierte. Mein Reisegeld brachte ich der Frau Burgdorfer, daß sie mir's aufbewahre, denn ich hatte in meiner Werkstatt 5 bis 8 Nebengesellen, wo es mir leicht hätte abhanden kommen können. Als Jakob Rauchenstein verreiste, habe ich ihm mit seinen Nebengesellen das Geleite gegeben. Als ich am Abend wieder auf die Herberge zurükkam, haben die Schlossergesellen mich nicht mehr in ihrer Gesellschaft dulden wollen, und diese übermüthigen Deutschmichel schmeisten mich im Adler, wo unsere Herberge war, zur Thüre hinaus. Darüber aufgebracht, gieng ich heim, hohlte mir meine Raspel und paßte Ihnen auf, bis sie heim giengen. In der Postgasse geriethen wir aneinander, und ich habe sie mit meinem Instrument so zugerichtet, daß es mir am Morgen, als sie mir vorgeführt worden, selbst vor Ihnen fürchtete. Sie wurden nehmlich bei dem Spektakel abgefaßt und ins Spekkämmerli gespert, ich konnte glüklich entrinnen, wurde aber am Morgen von der Polizei aufgesucht, um mich zu verantworten. Ich erzählte alles aufrichtig wie es hergegangen, der Commissair sagte mir, er müsse mich strafen, indem es nicht erlaubt sei, die Leute so zuzurichten, wenn sie mich schon dazu gereizt haben, wolle aber nur das Minimum anwenden und strafte mich um 5 Bernpfund. Die Schlosser fragte er, was sie für ihre Schmerzen verlangen, sie waren noch so nobel und erklärten, sie lassen sich nicht ums Geld schlagen, ich soll ein Paar Flaschen Wein zahlen u. sie wollen mit mir zufrieden sein. Am Abend mußten wir uns beim Commissair stellen und Bericht abstatten, wie wir uns mit einander abgefunden. Arm in Arm zogen wir auf die Polizei und berichteten unsern Friedensschluß und waren von da an die beßten Freunde. Dieses ist das einzige mal, daß ich während meiner Wanderschaft mit der Polizei in Berührung kam.

Nachdem ich ein Jahr in Bern gearbeitet hatte, verreiste ich mit einem St. Galler nach Genf, wo ich bei Martin Widmer, damals erste Mansboudique, Arbeit erhielt. Widmer war ein Meister, der Seinesgleichen suchte. Am 9. Septbr 1826 verreiste ich nach Lion und sah, wie die Rohne sich unweit Genf in einen Berg

verliert und weiter unten wieder zum Vorschein kommt. Als wir gegen die Grenze kamen, gab mir der Postkondüktor, mit dem ich fuhr, 3 Uhren in die Hosensäke u. 1 Päkli Cigaren in Roksak, welches ich ihm über die Grenze schmuggeln mußte. Ich kam glüklich durch, was sie mit mir angefangen hätten, wenn sie mich ertapt, weis ich nicht.

In Lion, wo ich am 11. Septb ankam, gefiel es mir sehr gut; ich hatte bald einen guten Meister gefunden (Hr. Altmann, ein Sachse), bei dem ich ein ganzes Jahr arbeitete. Hier war es auch, wo ich mich in die Gesellschaft der Independent aufnehmen ließ, eine Gesellschaft, die sich in Krankheit und andern Nothfällen gegenseitig unterstützte; wir hatten in allen größern Städten Herbergen. Lion war damals schon eine sehr lebhafte, kurzweilige Stadt, besonders wenn die Seidenweberei im Flor ist; die Hälfte der arbeitenden Bevölkerung sind Seidenweber u. Hutmacher.

Den 13. Octobr 1827 verließ ich Lion, um nach dem langersehnten Marseille zu reisen. Dieses war die angenehmste Reise, die ich in Frankreich machte. Mit einem Batalion Franzosen, die nach der Seeschlacht von Navarin Griechenland besetzen mußten, fuhr ich von Lion ab auf der Rohne; ich war allein Zivilist auf dem Schiff, das nur für den Transport der Truppen bestimmt war. Ich hatte mich ganz bescheiden in eine Ekke des Schiffes gesetzt und meine Grammatik zur Hand genommen, um mich im französischen zu üben, welches ich damals noch sehr nothwendig hatte. Da bemerkte mich ein alter Sergent mit schon grauem Bart und fragte mich, was ich für ein Landsmann sey. Als ich ihm sagte, daß ich ein Schweizer sey, war er ganz erfreut, und sagte, er sey auch schon in der Schweiz gewesen, er habe die Schlacht bei Zürich gegen die Rußen mitgemacht. Von da an waren wir die besten Freunde und er hat mich in seinen Schutz genommen wie einer seiner Soldaten.

Als wir Abends in Valance ankamen, gab er mir ein Quartierbilliet und ich wurde verpflegt wie einer seiner Soldaten. Des andern Tages giengs in der Frühe weiters nach Avignion, wo ich wieder wie Abends zuvor einquartiert wurde. Mein Sergent, der mich immer mehr unter seine Protection nahm, of-

ferierte mir, ich solle mit ihnen nach Griechenland kommen, die Reise soll mich nichts kosten; er gebe mir sein Ehrenwort, daß ich dort angekommen, frey sein solle. Ich dankte ihm sehr für Offerte, [konnte sie aber nicht annehmen,] indem mich Kameraden in Marseille erwarteten. Wir passierten auf dieser Rohnefarth eine gefährliche Stelle, den Durchgang unter der Brüke St. Esprit mit etwa 20 Bögen. Unter dieser Brüke ist es sehr gefährlich durchzukommen. Eine halbe Stunde oberhalb derselben mußten wir einen Steuermann aufnehmen, der das Schiff leitete; als wir uns der Brüke näherten, wurde Ruhe und Stillschweigen geboten, die Soldaten mußten ihre Tornister anhängen, und nun giengs der verhängnißvollen Stelle zu. Ich habe mein Felleisen nicht angehängt, indem ich mit demselben am Rüken, wenn es gefehlt hätte, unrettbar verloren gewesen wäre, denn es wog Pfund 65; im gegentheil habe ich mir ein Stk. Holz ins Auge gefaßt, mit dem ich ohne Felleisen über Bord gesprungen wäre, wenn es hätte fehlen sollen. Wir sind aber glüklich durchgekommen und alles athmete wieder fröhlich auf, als wir die Brüke paßiert hatten.

Auf dieser Reise habe ich auch die ersten Windmühlen u. Telegraven gesehen, nehmlich nicht elektrische, sondern solche à la Schazmann in Zofingen. Von Avignion, wo ich meine Truppen verließ, nahm ich die Diligence über Aix nach Marseille, wohin noch etwa 20 Stunden wegs waren. Ungefähr Halbwegs wurde zu Mittag gespiesen, in einem großen Hotel. Ich wolte nicht an die Tafel gehen und verlangte etwas weniges zu essen; die Dame des Hauses sagte mir, ich solle nur an die Tafel gehen, es soll mich nicht so viel kosten als die Übrigen, welches ich dann auch so machte. Es war gerade Freytag, wo die dummen Franzosen kein Fleisch aßen, und da haben ein Offizier, der bei der Gesellschaft war u. ich uns an dem Fleisch u. Geflügel tüchtig erlabt. Der Offizier sagte zu mir, ich sey wie es scheine auch nicht Katolik; nein, sagte ich, ich bin Protestant und faste nicht gerne, wenn es nicht sein muß. Die Frau vom Hause hatte Wort gehalten, sie drükte mir beim Fortgehen wieder 1 fr. in die Hand, denn an der Tafel mußte jeder seine Taxe bezahlen.

Nun gieng es flugs dem längst ersehnten Marseille zu. Auf einmal, als wir auf einer kleinen Anhöhe ankamen, hieß es voila Marseille, und das Meer, der prachtvolle Hafen mit seinen vielen hundert Schiffen lag vor uns, es waren ein paar junge Leute, die auf der Hochzeitsreise waren, dabei, die laut aufjauchzten, als sie diesen Anblik sahen. Es dauerte nicht lange und wir fuhren ein in diese schönste der Städte Frankreichs. Nachdem ich mich auf unserer Herberge einloschiert, eilte ich dem Hafen zu, um die Schiffe und das Treiben dort anzusehen. Da steht einem der Verstand still, wie es da zugeht, mit ausladen und zu- und wegschaffen der Waren; da kan mann nicht lange auf der gleichen Stelle stehen bleiben, mann wird fortgeschoben, wenn mann nicht von selbst geht. An einem der ersten Sonntage fuhr ich mit einichen Kameraden auf eine kleine Insel etwa eine Stunde von Marseille, Chatau Dif. Nur auf dieser kurzen Fahrt wurde es mir so schlecht, daß ich ganz seekrank auf der Insel ankam und von meinen Kameraden tüchtig ausgelacht wurde. Ich schrieb es dem zu, daß ich blos vorher zu Mittag gegessen und das Meerwasser gekostet hatte, das wurde zu stark durcheinander gerüttelt, kurz ich mußte gerben nach Noten!

Nachdem ich etwa 6 Monathe in Marseille gearbeitet, wolte ich auch Toulon sehen, den wichtigsten Kriegsseehafen nebst Arsenal von Frankreich, da es nur etwa 12 Stunden entfernt war. Ich verreiste pr Diligence, unterwegs wurde zu Mittag gespiesen. Als wir an der Tafel saßen, trat ein Brigadier mit Gendarmen in den Saal und forderte unsere legitimations Papiere zu sehen, es seyen letzte Nacht in Toulon mehrere Sträflinge ausgebrochen, sie haben den strengen Auftrag, alle Reisenden zu untersuchen. Bei uns war alles in Ordnung, und wir konten ungehindert weiterreisen. In Toulon, dessen Arsenal so groß ist, wie die ganze übrige Stadt, werden mehrere 1000 Sträflinge auf Galeren untergebracht, das sind alte, unbrauchbare Kriegsschiffe, die zu diesem Zwecke sind umgewandelt worden. Rojal Louis, welches ich besichtigte, war das größte. Da sind Britschen der ganzen Länge des Schiffs nach, wo eine schwere Kette unten an der Britsche befestigt ist, wo jeder Sträfling des Nachts mit

einem Bein daran geschlossen wird. Die Sträflinge werden zu den verschiedenen Arbeiten des Schiffsbaues verwendet, sie haben rothe Röke und Kappen; die lebenslänglich verurtheilten hatten grüne Kappen, so daß sie gut zu unterscheiden waren.

In Toulon habe ich auch zwei Brugger angetroffen, die bei den französischen Schweizerregimentern dienten, Franz Rauber, Notars, und Jaque Hemman, später Polizeidiener in hier; der eine kam und der andere gieng nach Korsika, wo ihre Regimenter stationiert waren. Den wohlfeilsten Wein, den ich je getrunken, habe ich hier für 4 Sou den Liter, also 20 Centimes, getrunken; auch konnte man auf dem Lande von der Stunde bezahlen, und dann für 50 Centimes trinken, so viel man wolte.

Bevor ich Toulon verlaße, muß ich noch eine Begebenheit erwähnen, die mir leicht das Leben hätte kosten können. Meine Kameraden hatten unter den Matrosen Landsleute, die uns einluden auf ihr Schiff, das auf der Rhede lag, zu kommen, um daßelbe zu besichtigen. Wir giengen an einem Montag und ließen uns durch zwei Schiffleute hinausführen; wir zahlten ihnen 4 fr. und weder sie noch wir glaubten, daß Gefahr dabei wäre. Als wir aber etwa ¼ Stunde vom Lande entfernt waren, wurde die See immer stürmischer, und ich sagte zu meinen Kameraden, es wäre beßer, wir würden umkehren. Sie lachten mich aus und sagten, ob ich schon Angst habe um mein bischen Leben. Nicht lange nachher sah ich, daß unsere beiden Schiffer weinten und alles für verloren hielten. Zum Glük erwarteten uns die Matrosen, die uns eingeladen hatten, und da sie unsere Noth sahen, ließen sie eine von ihren Rettungsbarken ins Wasser und ruderten uns nach, denn der Wind hatte uns schon weit über ihr Schiff hinaus getrieben. Sie hohlten uns ein, und schlepten uns nach ihrem Schiff zurük, wo wir ganz durchnäßt ankamen. Es war hohe Zeit, denn unser Schifchen war schon mit 1½ Fuß tief Wasser angefüllt und wäre bald untergegangen. Auf dem Kriegsschiff – es war la Bellone – mußten wir uns ausziehen und die Matrosen gaben uns von ihren Therjaken anzuziehen, biß unsere Kleider troken waren; unterdessen zeigten sie uns die ganze innere Einrichtung ihres Schiffes mit drei Reihen Kanonen, eine Küche,

wie ich noch keine gesehen, einen Waffensaal ect. Am Abend kehrten wir nach Toulon zurük und dankten Gott und den Matrosen, daß sie uns aus dieser großen Gefahr errettet haben.

Nachdem ich mich 6 Monathe im mittäglichen Frankreich aufgehalten, kehrte ich wieder nach Lion zurück, um nochmals ein volles Jahr bei meinem alten Meister Altmann zu arbeiten, wo ich mir Geld ersparte, um nach Paris zu reisen. Den 8. April 1829 verreiste ich mit einem guten Kameraden aus Burgund in der Nähe von Macon. Wir besuchten seine Eltern in einem abgelegenen Dorfe, wo selten ein Fremder hinkommt, denn sie sahen uns für Geistliche an, nur weil wir Röke anhatten.

Es war gerade in der Charwoche im April 1829 und die Leute liefen alle Tage in die Kirche, wohin wir sie begleiten mußten. Die Mutter von meinem Kamerad sah, daß ich die Ceremonien nicht mitmachte, und fragte ihren Sohn, ob ich nicht Katolik sey, er sagte ihr, ich sey Protestant, und von diesem Augenblik an näherte sie sich meiner nicht mehr, und ich nöthigte meinen Kameraden, abzureisen, um auch wieder zu vernünftigen Menschen zu kommen.

Am 1. May 1829 kamen wir in Paris an, wo wir auch sogleich Arbeit fanden. Am ersten Sontag Mittags sagte man mir, daß die Schweizer Garde in den Tullerien die Wache beziehen werde, ich begab mich dorthin und traf als ersten Soldaten Hans Füchslin, der mit mir in die Fremde verreiste. Nun hatte ich ein Kreuz mit diesem Kerl; er hatte nie kein Geld und immer Durst. Alle Wochen kam er zwei bis drei mal und wolte Geld, so daß ich Gott dankte, als sein Regiment Garnison wechselte und nach Orlean abmarschierte.

Den 19. Februar 1830 verreiste ich nach Haver, denn diesen Meerhafen, von dem ich schon so viel gehört und gelesen hatte, wolte ich auch sehen. Mein Kamerad, mit dem ich schon von Lion nach Paris gereist, begleitete mich auch nach Haver. Wir hatten nur sehr wenig Geld, so daß uns nur 1 fr. übrig blieb. Jetzt hieß es Arbeit gesucht; nach zwei Tagen fanden wir solche und schaften nun fleißig, bis wir wieder einiches Geld verdient hatten. Ich hatte etwa 50 fr. erspart, als die Nachricht von Paris kam, daß

die Revoluzion losgehen werde, und da wolte ich auch dabei sein. Ich kündete meinem Meister auf, und machte mich reisevertig. Nach kaum 14 Tagen ging der Tanz los; König Charl X veröffentlichte seine Ordonanzen, Auflösung der Depudierten-Kammer, Unterdrükung der Preßfreiheit, Berufung der Jesuiten ect. und das war genug für die damaligen Franzosen. Wie ein Mann erhob sich die ganze Bevölkerung, und um seine schönen Regimenter war es geschehen. Schon am zweiten Tag des 28. July giengen einiche zu der Bevölkerung über, und damit war die Revoluzion entschieden. Der König mußte mit seinen noch treu gebliebenen Truppen Paris verlassen; in Ramboullie sammelte er dieselben nocheinmal, und wolte es nochmals versuchen, ob er die Krone sich nicht erhalten könnte. Als aber die Vorposten mit den von Paris anrükenden 60,000 Mann schon wieder Handgemein waren, erklärte der König, daß er abdanke, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Er mochte wohl einsehen, daß aller Wiederstand unnütz wäre.

Nun glaubte ich, die Franzosen wären so gescheid und würden die Republik proklamieren; aber weit gefehlt, Lafajette empfahl ihnen den Roi citojen als melieur de Repüblik, Louis Philipp, welcher auch sogleich von der Terrasse des Palais Rojal zum König ausgerufen wurde.

Während diesen drey Tagen der Revoluzion habe ich vieles erlebt und war mehrere Male in größter Lebensgefahr, ich war halt gewundrig und wolte alles sehen.

Den ersten Abend kam mein Zimmermeister heim und sagte, beim Palais Rojal sei die Revolution ausgebrochen und es liegen schon viele Todte in den Straßen umher. Ich legte die Arbeit bei Seite und gieng mit ihm an Ort u. Stelle, gerade marschierte ein Batalion frnc. Garde durch die Straße, als einem derselben unvorsichtiger Weise ein Schuß losgieng. Eine Frau in der Nähe ließ einen jämmerlichen Schrei aus, worauf die Truppen mit Steinen beworfen worden; der Commandant befal Feuer auf Straßenbreite; links und rechts sanken Leute neben mir in der vordersten Reihe. Ich wußte im ersten Augenblik nicht, ob ich getroffen od. unverlezt sey. Man konte wegen den vielen Leuten nicht

fliehen, die hintern sahen die Gefahr nicht und drängten immer vorwärts, biß endlich, als man hie und da Todte sah, die Straßen sich lichteten. Mein Meister und ich, wir zogen uns auch durch eine Straße zurük, und trafen eine Frau, die sich in ihrem Blute wälzte. Wir hoben sie auf und wolten ihre Wunde verbinden. Während wir damit beschäftigt waren, sprengten Gendarmen zu Pferd die Straße herauf und säbelten alles nieder, was aufrecht stand. Wir ließen die Frau fallen und flüchteten, so gut wir konnten. Ich hatte höchste Zeit in einem Caffehaus, wo gerade die Thüre vermacht werden solte, noch mit aller Gewalt einzudringen; ich war so im Sprung, daß ich auf allen Vieren unter einen Marmortisch schoß, ich wolte die Stelle jetzt noch finden. Als ich zu mir selbst gekommen war, wurde ich von den Anwesenden mit Limonade ect. rafrischiert. Von da an war ich nun auch entschieden Feind des Königs Charl X und half nun, wo zu helfen war. Die ganze folgende Nacht wurden Barikaden gebaut, Pflastersteine aufgebrochen, in die obern Stokwerke getragen; die Bewohner der untern Stokwerke bewirteten die Arbeitenden unentgeldlich. Die ganze Nacht wurde in allen Kirchen Sturm geläutet. In allen Straßen mit allem möglichen Material Baricaden errichtet. Unterdeßen sammelten sich die Truppen um das Palais Rojal, um den Kampf am Morgen von neuem zu beginnen; aber schon am 28. July trat des 5te Linienregiment zum Volk über und nachher andere Truppen mehr, so daß keine Rede mehr sein konnte für die königlichen Truppen, sich zu halten. Nun gieng es auf das Tullerien Schloß los, wo die Schwizer Garde sich noch am längsten gehalten hatte. Man drang in alle Gemächer und vieles wurde verwüstet; in den Gemächern der Duchesse de Berry wurden die schönsten seidenen Kleider zu den Fenstern hinausgeworfen. Alles durfte man verderben, nur nichts wegtragen; ich sah einen erschießen, der ein Port d. feulle eingestekt hatte, er wurde im Hof der Tullerien an eine Mauer gestelt und fusiliert. Ein anderer nahm eine goldene Quaste im Tronsal und stekte sie ein und wurde ebenfals erschoßen, ohne langen Prozeß. Nun nachdem die Truppen abgezogen, giengs in die Keller und man that sich gütlich mit den verschiedenen Weinen, die sich dort vorfanden. Nach ein

Paar Stunden war alles benebelt, so daß ich immer Angst hatte, die Truppen könnten wieder zurükkehren und ihr Terrin wieder zurükerobern. Das war eine Freude, eine solche Revolution mitzumachen; in drey Tagen war alles vorbei. Aber auch das Geld war fort, so daß ich mich in die Garde mobil einschreiben ließ, wo ich 30 Sou pr. Tag Sold bezog. Wir musten patrulieren und Ruhe und Ordnung handhaben, bis die National Garde organisiert war, welche nachher diesen Dienst übernahm. Es ging etwa drey Wochen, biß die Magazine wieder geöfnet u. die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte.

Ich hatte etwa 40 fr. von Havre nach Paris gebracht, welche aber während dieser Zeit verausgabt wurden, so daß ich wieder vorn anfangen mußte zu hausen. Ich arbeitete nun bis Frühjahr 1831 und hatte Carl Fischer, der damals in Paris studierte, zum Kunden, dem ich auf meine Rechnung sein Schuhwerk anfertigte. Ich hatte bei ihm etwa 50 fr. zu gut, und mit diesem Geld machte ich mich 14 Tage vor Ostern 1831 auf die Heimreise. Ich habe nehmlich gesehen, denn es wurde durch große Affischen bekannt gemacht, daß man für 20 fr. pr. Diligence biß Strasburg fahren könne. Es haben sich nehmlich zwei Gesellschaften den Preis so heruntergeschraubt, biß eine derselben aufgeben mußte, nehmlich Messageri Rojal u. Laffit; ich weiß aber nicht, welche von beiden aufgegeben hat. Ich benutzte die Gelegenheit und fuhr bis nach Strasburg um 20 fr. in drey Tagen und vier Nächten an einem fort.

In der zweiten Nacht, als ich halb erfroren war, bat ich den Conducteur, er möchte mich ins Innere der Diligence steigen lassen, denn mein Plaz war auf dem Imperial. Er gewährte mir's und ließ mich unten einsteigen, wo ich auch sogleich einschlief und einem Frauenzimmer, das neben mir saas, den Kopf auf ihren Schos legte. Als ich erwachte, war ich in Verlegenheit, wie ich mich entschuldigen wolte; es war aber nicht nothwendig, sie sagte sie sey schon viel gereist u. wisse schon, was einem begegnen könne.

In Strasburg angelangt, besuchte ich den Münster, und bewunderte die künstliche Uhr, die sich auf dem Thurm befindet, und nun hörte ich auch wieder Deutsch sprechen, welches ich fünf Jahre

lang wenig gehört hatte; denn ich mied die Deutschen so viel ich konnte, um besser französisch zu lernen.

In Basel angelangt, war meine Baarschaft bis auf fr. 4 zusammengeschmolzen, so daß ich nicht genug hatte, um mit der Post heimzufahren nebst meiner zimlich schweren Kofer. Ich gieng auf die Post und erklärte Ihnen diß und fragte, ob sie mich nicht mitnehmen wollen, wenn ich in Brugg zahle. Sie fragten mich, ob ich Herrn Schilpli im Rothenhaus kenne, dem ich denn meine Taxe bezahlen könne, und nun gieng es meinem lieben Brugg zu, das ich sechs Jahre lang nicht gesehen hatte. Als ich das Frikthal herauf fuhr, sah ich Truppen an der Straße stehen, es waren Exekuzions Truppen, die dorthin geschikt wurden, ich glaube wegen dem Schnapsverein, der damals in dieser Gegend spukte; Bernhard Ehrensperger, der dabei war, erkante ich im vorbeifahren.

Nun giengs über den Bözberg, wo ich von den vier Linden aus Brugg seit 6 Jahren wieder zum erstenmal erblikte. Es war ein eigenes Gefühl, das sich meiner bemächtigte, als ich so nahe war, die Meinen wieder zu sehen. Bei der Herrentrotte kam Belart Ziegler aus dem Wald herunter; er erkannte mich im Postwagen und rannte demselben nach biß vors Rothhaus. Als ich ausstieg, waren schon etwa 6 meiner Kameraden versammelt, mit denen ich nun einiche Stunden zechte ohne heimzugehen, welches mir meine Mutter, die von meiner Ankunft wußte, sehr zürnte.

Nun war ich daheim und mußte so schnell als möglich mein Geschäft einrichten, um etwas zu verdienen. Ich mußte von der Gemeinde Geld borgen, denn es existierten damals noch keine Institute, wie Fröhlische Stiftung ect. um junge Anfänger zu unterstützen. Ich entlehnte 400 fr., wofür mir Hr. Rauchenstein Dl., mein Lehrmeister und Onkel Rengger, Glaser, Bürgen waren. Ich arbeitete fleißig und nach einem Jahr konnte ich schon 2 Gesellen u. einen Lehrjung beschäftigen.

Nachdem ich drey Jahre meinen Beruf mit Erfolg betrieben, und sah, daß ich eine Frau erhalten könnte, so dachte ich nun auch ans heirathen, besonders da bei unserm Beruf eine Frau fast unentbehrlich ist, weil gar viel Frauenarbeit bei unserm Beruf vorkommt.

Am ersten Sonntag, als ich zu Hause war, betrachtete ich die Leute, die aus der Kirche kamen. Ich sah ein junges Mädchen, welches so züchtig und ehrsam mit dem Gesangbuch vor unserm Hause vorbeikam. Ich fragte meine Mutter, wer diese sei; sie sagte, es sey eine Jgfr. Gysi bei Hr. Rathsherr Wasmer; ich hatte sie mir ins Auge gefaßt und nach 3 Jahren wurde sie meine Frau. Nun sind wir bald 50 Jahre beisammen u. haben Freud und Leid miteinander getheilt, und haben unsre Kinder so erzogen, daß wir Freude an Ihnen haben.

Von der Schönheit des Einfachen

... Um einem Durcheinander und Überwuchern von Stilformen abzuhelfen, hat dann die moderne Architektur den Verzicht auf alle Stilformen gepredigt – denn vor lauter äußerlich angefügten Verschönerungen hat man zuletzt das gediegene Material und die gute Konstruktion vernachlässigt, dies aber, und nicht der Schmuck, ist die Hauptsache. Wenn man es damit ernst nimmt, so wird man sehen, daß gerade diejenigen Häuser, Möbel und Geräte, die schmucklos-gediegen nicht mehr scheinen wollen als sie sind, auch ohne Verzierungen ihre eigene Würde und Schönheit haben, und diese Würde des Alltäglichen herauszuholen ist viel wichtiger, als sie mit Schmuckformen zuzudecken, die nur da einen Sinn haben, wo sie ein seltenes, wirklich bedeutendes Ausnahmegebäude auszeichnen können.

Am augenfälligsten wird das Eindringen der Stilformen in die bürgerliche Baukunst da, wo sich alte Dörfer mit städtischen Gebäuden durchsetzen, also in der Umgebung großer Städte. Und hier sieht man erst richtig, was ein altes echtes Bauernhaus für eine gediegene Sache ist.

Peter Meyer, Die Häuser unseres Landes